Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 68 (1974)
Heft: 1

Artikel: Leserbrief
Autor: Ragaz, Christine / Furrer, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-142330

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hoffnung auf Christus, den Befreier. Es war eine der schönsten Stunden meines Lebens als Bischof. Das Volk ist wie eine Glut, die mit Asche bedeckt ist (diese Asche ist seine instinktive Verteidigung). Es genügt, die Asche beiseite zu schieben, auf die Glut zu blasen und schon schlagen die Flammen hoch».

Ja, wir müssen wie dieser Bischof Vertrauen in die Menschen setzen, daran glauben, daß das Feuer Gottes in jedem Einzelnen lebendig ist, im Armen wie im Reichen, in den Guten und in den von unserer Gesellschaft Zerschlagenen. Dieses Feuer macht die Neugeburt, die Befreiung, die Auferstehung jedes Menschen möglich. Doch Christus will, daß wir darüber hinaus wie unser Freund, Hauch, Kraft der Befreiung sind. Er selbst will durch uns in den Menschen das Feuer der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe aufbrechen lassen als Kraft der Befreiung inmitten unserer entmenschlichten Gesellschaft.

«Seid Befreier inmitten der Welt durch meine Kraft der Wahrheit und Liebe» — das ist die Botschaft Christi an uns zu Weihnachten 1973: das Feuer Gottes in den Menschen neu zu entdecken und in der Geschichte wachsen zu lassen. Das ist die Botschaft der Hoffnung und Freude, die wir mit jedem von Euch, unseren Freunden in Europa, Lateinamerika und Afrika teilen wollen. Möge Euch diese Freude erfüllen und in Eurem Kampf um Gerechtigkeit, um brüderliche Solidarität und Liebe unter den Menschen Stütze sein.

Durch diesen Brief wollen wir auch jedem Einzelnen von Euch für alle Hilfe danken: für Eure Gastfreundschaft, Euer Gebet, Eure materielle Unterstützung, Eure Zusammenarbeit und brüderliche Liebe während unserer Arbeit und Reisen, die uns mit Euch zusammenführten in Österreich, Frankreich und Deutschland, in der Schweiz, in Polen und Portugal, in Angola und Moçambique, in Südafrika, Brasilien, Paraguay, in Uruguay und Argentinien, in Peru, Equador und Kolumbien, in Panama, Guatemala und Mexiko und in den Vereinigten Staaten. Wir danken Euch für das, was Ihr seid und was Ihr verwirklicht.

Wien, Dezember 1973 Hildegard Goss-Mayr

Leserbrief

Wir sind gerne bereit, nachstehenden Leserbrief zu veröffentlichen. Selbstverständlich nehmen wir im Anschluß an Dr. Christine Ragaz' Ausführungen Stellung zu den von ihr vertretenen Auffassungen. P. F.

Zürich,29. Dezember 1973

Sehr geehrter Herr Furrer,

Im Novemberheft der «Neuen Wege» brachten Sie den offenen Brief eines Deutschen, Konrad Liesegang, vom 7. Mai 1970, an Dr. Nahum Goldmann, Präsident des Jüdischen Weltkongresses Jerusalem. Wenn

ich als Außenstehende zur Feder greife, so ist es, weil es sich um eine Sache handelt, die uns alle angeht, und weil ich glaube, daß der Brief eine Wirkung hat, die Sie nicht beabsichtigen. Heute, wo Israel von so vielen geschmäht wird und so wenige zu ihm stehen, muß man, was man über dieses Land sagt, sehr genau ansehen, damit man nicht ungewollt einen Beitrag leistet an die Hetze gegen Israel und damit mitschuldig wird am Wiederaufkommen des Antisemitismus.

Ich will in der mir gebotenen Kürze sagen, was ich gegen den Brief von Konrad Liesegang habe. Daß ein Brief, der vor dreieinhalb Jahren geschrieben wurde, jetzt in den «Neuen Wegen» erscheint, ist nicht der Fehler des Verfassers; aber ein schwerwiegender Fehler scheint es mir zu sein, denn der Brief enthält nicht nur zeitlose Meinungen, sondern knüpft an konkrete Tatsachen an, die heute anders sind als damals. Aber auch vor dreieinhalb Jahren war der Brief unangebracht. Ein Deutscher ist nicht berufen, in dieser Weise Israel Lehren zu erteilen, und der Vergleich mit Deutschland ist unzutreffend. Deutschlands Annektionsbestrebungen in den beiden Weltkriegen und Israels Wunsch, den Juden eine Heimstätte zu bieten, sind zwei Dinge, die zu vergleichen widersinnig ist, die miteinander nur das zu tun haben, daß Hitlers Annektionen und die damit verbundenen Leiden der Juden die Sehnsucht vieler Juden nach einer eigenen Heimat noch erhöhten. Amerika in diesem Zusammenhang zu nennen, ist auch falsch, da Amerika keine «Erweiterung des Lebensraumes» erstrebte und keine Annektionen machte. Unzulässig ist es auch, wenn Konrad Liesegang Ben Gurion zitiert und aus dem Zitat Schlüsse auf die Expansionsgelüste Israels zieht, obgleich er selber nicht sicher weiß, ob Ben Gurion das Zitierte wirklich geschrieben hat. Sicher ist, daß Ben Gurion sich nach dem Sechstagekrieg von 1967 für den Rückzug aus allen besetzten Gebieten mit Ausnahme Ostjerusalems unter der Bedingung eines sicheren Friedens ausgesprochen hat.

Konrad Liesegang zitiert Stellen aus dem Interview von Nahum Goldmann mit dem «Spiegel», auf das sich sein Brief bezieht, wo dieser von den großen humanen Aufgaben Israels spricht. Aber wenn Goldmann bedauert, daß sich Israel diesen Aufgaben nicht widmen könne, solange es sich hauptsächlich auf seine Verteidigung konzentrieren müsse, gibt er ihm den Rat, die Notwendigkeit dieser Verteidigung nicht durch Vermehrung der Rüstungen und Kampfmaßnahmen zu steigern, sondern sie durch Inangriffnahme seiner humanen Aufgabe auf der Basis der territorialen Selbstbeschränkung zu reduzieren. Das war schon vor dreieinhalb Jahren ein Rat, der nicht der wirklichen Situation Rechnung trug und wirkt heute provozierend angesichts der bedrohlichen Lage Israels.

Was wir heute tun müssen, ist, Fehler, die Israel gemacht hat, nicht

zu leugnen, aber alles zu tun, um ein Gegengewicht gegen das Unrecht zu schaffen, das so viele Länder aus sehr durchsichtigen Gründen ihm antun.

Christine Ragaz

Daß der Brief von Herrn Konrad Liesegang an Nahum Goldmann vom 7. Mai 1970 in der Novembernummer der «Neuen Wege» erschien, sei «ein schwerwiegender Fehler, da er an konkrete Tatsachen anknüpfe, die heute anders sind als damals». Nach dem Präventivkrieg von 1967 glaubten die Israelis, im Vertrauen auf die Militärmacht im Rücken, ihren hervorragenden Geheimdienst und schließlich auch im Vertrauen auf ihre überlegene Kriegskunst, die Existenz ihres Staates intranational, das heißt im Verhältnis zu ihren Nachbarn wie international gesichert zu haben. Diese Zuversicht hielt auch zur Zeit des Briefes von Konrad Liesegang vor. Den Wahlen vom 31. Dezember letzten Jahres ist zu entnehmen, daß die Ichud-Partei, auf Kosten der regierenden Arbeiterpartei, Stimmen gewonnen hat, und gesonnen ist, die Konzessionsbereitschaft der Mapai scharf zu bekämpfen. Dies heißt doch wohl, daß sie, wenn nötig, wieder die Waffen wollen sprechen lassen. Tatsache ist nun einmal, daß Israel eine Militärpartei hat, die auf Waffen vertraut; aber wie es mit militärischen Siegen, in einer Umgebung von Feinden isoliert, aus seiner Notlage heraus kommen soll, ist nicht abzusehen. Ben Gurion hat sich, wie wir uns erinnern, gegen sein Lebensende für eine Rückgabe der besetzten Gebiete — mit Ausnahme von Ostjerusalem ausgesprochen — da gehen wir mit Dr. Christine Ragaz einig. Das Verhängnis war, daß das «Jewish Homeland» 1948 von ihm in dieser Form als Judenstaat proklamiert wurde.

Weitsichtige Leute wie Martin Buber und die Israelis, die sich um den «New Outlook» gruppierten, traten von Anfang an für ein **binationales jüdisch-arabisches Staatsgebilde ein.** Wie Martin Buber in einem Artikel in den «Neuen Wegen» (Juni 1947) betonte, «stand die jüdische Führung im Bann der traditionellen Kolonialpolitik, die in Palästna so wenig am Platz war wie vielleicht an keinem andern Punkt der Erde». . . . «Auch ein Volk, das einen Weltmachtsrückhalt besitzt», schrieb er, «könnte es nur dann wagen, in einem Land mit aufstrebender Bevölkerung zu siedeln, wenn es in allem Ernst an die Schaffung einer realen Interessengemeinschaft mit dieser ausginge, das heißt, bereit wäre, unter Bringung der unvermeidlichen Opfer die Erschließung des Landes als gemeinsame Sache zu betreiben, den Partner zur aktiven Teilnahme daran zu befähigen und am Genuß der erzielten Vorteile zu beteiligen». . . . «Wir pflegen unser Programm als das eines bi-nationalen Staates zu bezeichnen, das auf der Realität des Zusammenlebens zweier Völker errichtet ist . . . nicht auf den verbrauchten Grundlagen

von Majorität und Minorität». ... «Wir wollen nicht einen beliebigen bi-nationalen Staat ..., sondern einen, in dessen konstruktive Grundlage ... die Rettungsaktion des jüdischen Volkes ... einzubauen ist. Unser Programm ist ein Weg zu einem Zweivölker-Einvernehmen, das unseres Erachtens zu einer jüdisch-arabicshen ... Zusammenarbeit an der Entwicklung eines aufstrebenden Vorderasiens führen wird ... einer Zusammenarbeit, die zwar auf den Tatsachen des Wirtschaftslebens basiert sein muß, aber unter der großen Perspektive einer geistig umfassenden und gesellschaftsbildenden Verbundenheit sich wird entfalten können.»

Professor Ragaz, den Martin Buber als «echtesten Freund» bezeichnete, «den das jüdische Volk in unserer Zeit besessen hat», stimmte mit dem letzteren weitgehend überein, was die geistige Bedeutung Israels für die Völkerwelt betrifft. Auch er «glaubte nicht an den Judenstaat», wie er sich etablierte. Es kam dies in seinem letzten Brief an Martin Buber vom Oktober 1945 zum Ausdruck. Die politische Führung Israels hat diese Idee eines bi-nationalen, jüdisch-arabischen Staatsgebildes immer abgelehnt und lehnt sie auch heute noch ab.

Es ist schon so, daß weder wir Schweizer noch Deutsche berufen sind, den Israelis Lehren zu erteilen, wenn sie sich nach den grauenhaften Leiden der Nazizeit, und den Erfahrungen mit zeitgenössischen Diplomaten ihre Heimat in einem, wie sie glaubten, gesicherten, auf die eigene Kraft sich stützenden Staat vorstellten.

Die Verfasserin des Leserbriefes darf mit Recht annehmen, daß uns nichts ferner liegt als beizutragen zu einer Hetze gegen Israel; unsere Hoffnung ist, wie die ihre, daß Araber und Juden zunächst zu einer toleranteren Einstellung zueinander, und mit der Zeit zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit, wie sie von Martin Buber angedeutet wurde, gelangen mögen. Es ist höchst stoßend mitanzusehen, wie sie beide, Israelis und Araber von den Großmächten, deren Interessensphären hier aufeinander stoßen, als bloße Bauern im Schachspiel der Weltpolitik behandelt werden. Stoßend ist auch, daß die Bemühungen der Israelis durch schwere Arbeit, aus der Wüste einen Garten zu machen, außer in heuchlerischen Komplimenten, keine Unterstützung erfahren, während zum Beispiel eine EWG vor den milliardenschweren Ölscheichen auf dem Bauch liegt, nur weil sie mit dem Besitz der Ölquellen auftrumpfen können. So ehrt man das Verdienst!

Was die Behauptung anbelangt, daß «Amerika keine Erweiterung seines Lebensraumes erstrebe und keine Annektionen mache», so müßten wir uns wohl zuerst über die erwähnten Begrifffe einigen. Wenn die USA in Südvietnam und in unzähligen Ländern Südamerikas im Terror des Mächtigen gegen die Machtlosen sich gehen lassen, oder die CIA einsetzen,, um sich materielle Vorteile zu sichern und Befreiungsbewe-

gungen zu zerschlagen, so geht dies im Effekt auch auf eine Erweiterung ihres Lebensraumes hinaus, wenn es auch nicht in einer Form erfolgt, wie sie im 19. Jahrhundert üblich war. Was Annektionen anbetrifft, so wäre festzustellen, wieviele Stützpunkte sich die USA in der ganzen Welt gesichert haben. Zumindest im Pazifik ist der Unterschied zwischen einer Annektion und der Benützung einer Insel, oder eines Landes als Stützpunkt, von akademischem Interesse. Natürlich ist der nördliche Gegenspieler der USA, was die Rechte der Kleinen und Machtlosen anbelangt, um kein Haar besser als die Amerikaner.

Paul Furrer

Rückblick auf das zweite Halbjahr 1973

Die globale Krise, unterteilt in zahlreiche nationale Krisen, von der hier immer wieder die Rede war, hat sich im vergangenen halben Jahr weiter verschärft. Vor allem der vierte arabisch-israelische Krieg mit seiner unmittelbaren Folge einer vorübergehend reduzierten, anschließend drastisch verteuerten Lieferung von Erdöl aus arabischen Ländern, hat nunmehr auch politischen Führern im Westen die vieldiskutierten «Grenzen des Wachstums» handgreiflich vor Augen geführt. Allmählich spricht sich herum, wofür diese Zeitschrift schon seit geraumer Zeit eintritt, daß ökonomisches Wachstum um beinahe jeden Preis — einschließlich der Zerstörung der Umwelt — kein Selbstzweck sein darf.

Nullwachstum wider Willen

Ökonomisches Nullwachstum, also Stagnation, oder gar Rückgang, gab es natürlich auch früher immer wieder, vor allem im Zeitalter der kapitalistischen Produktion. Aber dann galten Stagnation oder Rückgang stets als Katastrophe, oft mit verheerenden politischen Konsequenzen. Das durch den (angeblichen oder wirklichen) arabischen Ölboykott erzwungene Nullwachstum würde 1974 und in den folgenden Jahren jedoch die Chance eröffnen, aus der von außen auferlegten Not endlich eine weltpolitische und welthistorische Tugend zu machen — ökonomische Stagnation als Atem- und Denkpause zur Bewältigung der globalen Probleme konventioneller wie moderner Natur: Gewinnung neuer, umweltneutraler Energien, zum Beispiel aus der Umwandlung von Sonnenenergie, rationelles Haushalten mit den insgesamt doch begrenzten natürlichen Ressourcen an Rohstoffen, an Erde, Wasser und Luft, wenigstens tendenzielle Angleichung des Lebensstandards in den industrialisierten und unterentwickelten Kontinenten durch gezielte

Antwort auf einen Leserbrief

Sehr geehrte Frl. Dr. Ragaz!

Ich habe Ihre Entgegnung vom 29. Dezember 1973 auf meinen offenen Brief an Dr. Nahum Goldmann vom 7. Mai 1970 gelesen.

Der sachliche Teil Ihres Leserbriefes hätte nicht besser beantwortet werden können, als Herr Dr. Furrer es getan hat. Und es ist beruhigend für mich, den von ihm zitierten Äußerungen so zuständiger Persönlichkeiten wie Martin Buber vom Juni 1947 und Ihres Vaters vom Oktober 1945 zur Problematik des «Staates» und kolonialpolitischer Tendenzen Israels entnehmen zu können, daß ich die inzwischen eingetretenen katastrophalen Folgen dieser Politik aus Sorge um den Weltfrieden nicht falsch beurteilt habe.

Auf die persönliche Polemik gegen mich, die Sie hinzufügten, erübrigte es sich eigentlich einzugehen, nachdem Dr. Goldmann mir damals geantwortet hatte, er habe meinen Brief mit Interesse gelesen; die Parallele mit Deutschland sei zwar nicht ganz zutreffend, habe aber manches in sich. Auch U Thant hat offenbar nicht einmal einen «ungewohnten» Beitrag zur Hetze gegen Israel, sondern den von mir gewollten Beitrag zur produktiven Verständigungspolitik in diesem und den beiden aus menschenrechtlichen Gründen bewußt scharfen Briefen an General Moshe Dayan aus der gleichen Zeit gesehen. Andernfalls hätte er wohl nicht alle drei Briefe samt der Antwort Dayans dem Weltsicherheitsrat übergeben, dessen Direktor ihren Eingang allen seinen Mitgliedern bekanntgab.

Auf Grund der Meinung aber, die ich vom Wort und seinem Wirken im gesellschaftlichen Geschehen habe, scheint es mir wichtig, auf diese Polemik einzugehen, zumal Sie mit Formulierungen vorgehen, die im Interesse der notwendigen Läuterung und Qualifizierung der öffentlichen Weltmeinung diskutiert werden müssen.

Ich darf Sie informieren, daß ich seit meinem politischen Erwachen im Ersten Weltkrieg gegen den Krieg kämpfe und für produktive Verständigungspolitik arbeite. Wozu die schicksalhafte Verbundenheit mit meiner Frau wesentlich beitrug, die auch der Grund dafür gewesen sein mag, daß ich niemals einseitig, sondern immer nur auf Gegenseitigkeit denken konnte und nach allem, was ich gesagt oder direkt getan hatte, Selbstkritik üben mußte. Die vierjährigen Erlebnisse in Kriegslazaretten zwangen mich sogar, das mich sehr reizende Medizinstudium aufzugeben, als ich mir sagen mußte: «Auch das Wirken aller Ärzte zusammen ist vergebens, solange einige Unverantwortliche die ganze Menschheit ums Leben bringen können.»

Nicht zuletzt verdanke ich die Erweiterung des Horizonts, die mir

solches ermöglichte, meinem jüdischen Stabsarzt im Kriegslazarett, Robert Hirschfeld. Was meinen Sie wohl, Frl. Dr. Ragaz, was dieser Mann und meine zahlreichen jüdischen Freunde, die mir die Problematik des «Staates» Israel erst eigentlich zum Bewußtsein gebracht haben, und meine Frau, die einen von Juden abstammenden Großvater hatte, zu Ihrer Auffassung sagen würden, ich könnte zu Gedankengängen gekommen sein, mit denen ich auch nur unbewußt zum Wiederaufkommen des Antisemitismus beitrüge? Mit meinem von Ihnen beanstandeten Brief an Dr. Goldmann habe ich unter anderem sogar das Gegenteil bezweckt: dem mächtiger als je zu befürchtenden Wiederaufkommen des Antisemitismus entgegenzuwirken, das durch die atavistische Gewaltpolitik der in Israel herrschenden Elemente heraufbeschworen wird.

Auch dazu mag Dr. Hirschfeld, der damalige Herausgeber des Zentralblattes für die allgemeine Neurologie und Psychiatrie, beigetragen haben, daß mir jeder Sinn für Herrenvolkpsychose, «auserwähltes Volk» und dergleichen abgeht und ich mit Rassen-, Partei-, Nationenhaß usw. nie etwas zu tun gehabt habe. «Wenn Sie anfangen, sich für Politik zu interessieren», sagte er mir, «nehmen Sie aber einen Rat von mir mit! Wenn Sie in eine politische Versammlung gehen, hören Sie nie hin, was der Redner sagt, bevor Sie sich nicht über seinen Geisteszustand klar geworden sind!» Selbst wenige Juden sind mir begegnet, die sich so bald über Hitler klar geworden sind wie ich, und wie wenige unter diesen, und unter Nichtjuden schon gar, die die nötigen Konsequenzen daraus gezogen hätten, solange sie die Möglichkeit dazu hatten.

Und dann bringen Sie noch den Satz: **«Ein Deutscher ist nicht berufen, in dieser Weise Israel Lehren zu erteilen»,** der offensichtlich mehr mit dem preußischen kategorischen Imperativ als mit Common sense zu tun hat. Wenn ich einen kurzsichtigen Menschen auf einen Abgrund zulaufen sehe, ist es nicht nur mein Recht, sondern meine Pflicht, ihn zu warnen. Und wenn Landsleute von mir etwa Verbrechen an Mitgliedern seiner Familie begangen haben, so ist das kein Hinderungsgrund, sondern ein Grund mehr, es zu tun.

In der vorgeschichtlichen Ära aber, in der das einseitige, rücksichtslose Denken maßgebend und der Krieg daher der Vater aller Dinge war (si vis pacem para bellum) haben wir ausgewirtschaftet, sodaß uns, wenn wir es durchaus nicht menschlich weiter bringen wollen, nichts anderes als Katastrophenpolitik mehr bleibt. Glauben Sie wirklich, daß es für Israel kränkend oder gar schädlich wäre, wenn ich auch ihm diese Erkenntnis übermittelte, das ihrer m. E. ganz besonders bedarf?

In der geschichtlichen Ära, in der der Mensch nicht mehr Objekt der Dinge und Spielball untermenschlicher Faktoren ist, geht es doch um zweiseitiges Denken, das den Menschen erst zum Menschen und

damit erst gesellschaftsfähig macht. Um zweiseitiges Denken, um das Denken und Handeln auf Gegenseitigkeit geht es endlich, — um die Kultivierung der Nachbarschaft jedes Einzelnen mit der Allgemeinheit, wodurch allein er zur Praktizierung der Nachbarschaft mit den Nächsten befähigt und vom verheerenden Kampf Aller gegen Alle erlöst werden kann.

Toynbee sagte dazu vor kurzem:

«Was das Übel der Philosophie von Adam Smith anbetrifft, so liegt es in der Aufforderung zum extremen selbstsüchtigen Gebrauch von Macht zur Durchsetzung von Gruppen- und Einzelinteressen. Das ist in sich selbst bereits unmoralisch.

Darüber hinaus dient die Anwendung dieser Lehre nicht, wie Smith behauptet hat, der Erzeugung des maximalen Wohlergehens für die Gesellschaft als Ganzes, sondern führt schließlich zu ihrerVernichtung.

Smith hat versucht, den Eigennutz gesellschaftsfähig zu machen, indem er verkündete, er fördere die Wohlfahrt der Gesellschaft. Heute hat sich nun jeder diese Philosophie zu eigen gemacht, und deshalb zahlen wir in dieser Generation den Preis für diesen Irrtum.»

Chancen zur Rettung aus diesem Circulus vitiosus gibt es daher für Personen und Völker nur noch so weit, wie sie die Zivilcourage zur Auseinandersetzung mit ihm und zum gewissenhaft schöpferischen Bemühen um die Eröffnung der eigentlichen Geschichte aufbringen, die ohne die Mitverantwortlichkeit des Menschen genau so wenig denkbar ist wie er ohne sie.

Mit einseitigem Denken können Sie Israel genau so wenig helfen wie seine bei Josua ansetzenden Gewaltpolitiker. Dagegen gibt es keinen Ort in der Welt, von dem derjenige, dem es um den Menschen und die Menschlichkeit und damit allem voran um Lebensrettung geht (siehe Kreiskis Konfrontation mit Frau Golda Meïr, die offenbar kein Verständnis dafür aufbrachte) nicht aufbrechen könnte.

Erlauben Sie mir, Frl. Dr. Ragaz, nachdem Sie mich auch persönlich angegriffen, bzw. verdächtigt haben, das eben Gesagte mit einem persönlichen Erlebnis zu illustrieren:

Am 4. März 1932 brachen meine Frau und ich mit unsern drei Jungen, einem Fotoapparat und einigen hundert Mark aus unserm schönen Haus und Garten bei Berlin auf, nachdem wir hatten einsehen müssen, daß alle Arbeit und aller Kampf für menschenmäßige Verhältnisse und gegen das auch vom angeblich demokratischen Ausland geförderte Aufkommen eines Verbrecherregimes, das überdies zum Kriege führen mußte, vergebens gewesen war.

Fast alle Freunde, Verwandte, Bekannte erklärten uns für verrückt. Ein uns befreundetes jüdisches Ehepaar kam sogar aus Frankfurt a. M. angereist, um uns den «Wahnsinn» auszureden, mit den

Kindern in die Wüste zu gehen. Wir fanden, nebenbei gesagt, in Mallorca keine Wüste vor, sie aber endeten in Auschwitz.

Im Augenblick, als wir über die Grenze fuhren, hatten wir bereits ein symbolisches Erlebnis. Ein älterer Mann, der im Zuge neben uns saß, sprach mich an, ob wir eine Empfehlung an eine spanische Persönlichkeit von ihm mitnehmen wollten. Durch die Unterschrift gab er sich als Albert Schweitzer zu erkennen. Bis Straßburg, wo er ausstieg, konnten wir uns noch unterhalten. Er war der erste Mensch, der mir recht gab, er sah alles genau so kommen. Beim Abschied beglückwünschte er uns zu dem Entschluß, Abstand zu nehmen, als der wichtigsten Aufgabe.

Wir sind dann bis zu seinem Tode in Verbindung geblieben, besonders im Kampf gegen die radioaktive Verseuchung der Erde und gegen den Krieg und die zu ihm führenden Bestrebungen. Einen seiner Briefe schloß er, ich solle helfen zu verbreiten, daß wir dagegen mit dem Völkerrecht angehen müssen.

Sie aber, Frl. Dr. Ragaz, machen mir einen Vorwurf daraus, daß ich die Regierung Israels an das Völkerrecht erinnert habe.

Und wenn Sie Albert Einstein hören, werden Sie vielleicht begreifen, daß es, nachdem wir mit unserer bisherigen, untermenschlichen Verhaltensweise bereits am Rande der selbstgemachten Weltkatastrophe angekommen sind, um die Probleme des Überlebens der Menschheit geht und die aus atavistischen oder sonstigen Gründen angestrebte Selbstherrlichkeit keines einzigen Volkes mehr wichtiger genommen werden kann als das Schicksal der Allgemeinheit, und daß Völker, die dies bedrohen, mindestens eines besseren belehrt werden müssen. Ohne gleiches Recht für alle ist auf dieser rundherum bewirtschafteten Erde, wo jeder bereits der Nachbar von allen ist und alles, was er anderen antut oder durchgehen läßt, über die Allgemeinheit potenziert auch auf ihn selbst zurückfällt, unter keinen Umständen mehr auszukommen.

Am 27. Dezember 1946 schrieb mir Albert Einstein u. a.: «Ich habe in all diesen Jahren wenig Zuschriften erhalten, die ich mit so viel Interesse und Zustimmung gelesen habe wie die Ihrige. Sie haben völlig recht: Mechanisierung und Entpersönlichung des Menschen sowie die Entwicklung von äußeren Bedingungen und Erziehung für sinnlose Überaktivierung des Einzelnen auf Kosten seiner persönlichen Existenz und sozialen Wirksamkeit — das ist die Krankheit, an der wir vollends zugrunde zu gehen drohen. Ich fühle mich außerstande, diese Wahrheit den Zeitgenossen wirksam zu sagen, obwohl ich seit meiner Jugend davon durchdrungen bin. Hoffentlich wird es Ihnen gelingen! . . .

Jedenfalls gebe ich Ihnen darin vollkommen recht, daß eine wirkliche Verbesserung der menschlichen Verhältnisse nur auf der Basis möglich ist, die Sie im Auge haben. Um es in wirksamer Weise zu voll-

bringen, muß man ein Künstler sein. Die Idee allein tut es nicht. Nach meiner Meinung müssen Sie an Ihrem Stil hart arbeiten, um die richtigen Gedanken zur vollen Wirkung bringen zu können. Ich würde mich scheuen, Ihnen dies zu sagen, wenn ich nicht den Eindruck hätte, daß Sie an sich das Zeug dazu hätten.

Freundlich grüßt Sie Ihr (gez.) A. Einsten.»

Haben Sie Dank, Frl. Dr. Ragaz, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, auf einige in der Luft liegende Fragen, die bestimmt nicht nur Sie beschäftigen, zu antworten. Und wo immer Sie einen Anlaß sehen, mich zu korrigieren, bitte ich Sie darum, es mit derselben Freimütigkeit zu tun, mit der ich mich geäußert habe. Diese Bitte ist auch an jedermann gerichtet, der diesen Brief oder andere Schriften vo nmir zu sehen bekommt.

Ich halte es mit Einstein, der einmal sagte: «Alles, was wir haben, verdanken wir anderen Leuten.» Denn nichts war mir dienlicher als die vielen und oft herben Kritiken, die ich in meinem Leben bekommen habe und immer noch bekomme. Wenn sie ungerechtfertigt sind, kann man sich ja wehren. Auf keinen Fall fällt einem eine Perle aus der Krone, wenn man auch Lehren annimmt, wie ich sie öfter von Hermann Hesse bekommen habe. Und er hat sich genau so verhalten, wie die letzte Karte, die ich vor seinem Tode von ihm erhielt, beweist:

«... ich möchte Ihnen noch einmal danken für manche Erinnerung, Information, Mahnung, und Ihnen einen Gruß schicken. Ich las auch den letzten Brief an Eisenhower gern und mit Gewinn. Bleiben Sie wach und rüstig! (gez.) Ihr H. Hesse.»

Mit freundlichem Gruß Ihr Konrad Liesegang.

Quellen des Völkerrechts und ihre Entwicklung

Eine interessante Untersuchung, den «Skandinavischen Juristischen Studien» (Scandinavian Studies in Law, 1973) entnommen, verdanken wir **Professor Dr. Edvard Hambro,** dem norwegischen Botschafter und ständigem Vertreter seines Landes bei der UNO und anderen internationalen Organisationen in Genf.

Botschafter Hambros Untersuchung bemüht sich festzustellen, ob und wie die Generalversammlung der Vereinten Nationen zum Ausbau des Völkerrechts beitragen kann — sei es durch Kodifizierung bestehenden internationalen Rechts oder durch sogenannte Recht setzende Resolutionen. Daß die Frage von Bedeutung ist, erhellt auch aus folgender Tat-